

STÄDTISCHE GESELLSCHAFT UND KIRCHE IM SPÄTMITTELALTER

Arbeitstagung des Historischen Seminar III in Verbindung mit dem Deutschen Historischen Institut in Rom

Schloss Dhaun, 26.-28. Februar 2004

Vom 26. bis 28. Februar 2004 veranstaltete das Historische Seminar, Abteilung III Mittlere und Neuere Geschichte und Vergleichende Landesgeschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Institut in Rom eine von der Fritz Thyssen-Stiftung geförderte Tagung zur „Städtischen Gesellschaft und Kirche im Spätmittelalter“. In ihrer Einleitung erläuterte Sigrid Schmitt (Mainz) die Konzeption der Tagung, die im Zusammenhang mit einem von ihr geleiteten Forschungsprojekt zur „Kirche und Gesellschaft im Spätmittelalter. Soziale Mobilität und soziale Positionierung im landesgeschichtlichen Kontext“ entstand. Michael Matheus betonte für das Deutsche Historische Institut in Rom als Mitveranstalter die Möglichkeiten der Verbindung von Kurienmaterial mit lokalen Quellensammlungen und Studien, wie sie mit der von Francis Rapp erarbeiteten prosopographischen Sammlung der Kleriker des Bistums Straßburg vorliegt, die der Straßburger Gelehrte den Forschern der Universität Mainz zur Verfügung stellte.

Der erste Teil der Arbeitstagung widmete sich in einem Workshop prosopographischen Datensammlungen zum Themenkomplex „Kirche im Spätmittelalter“. Insgesamt drei Forscher stellten prosopographische Datensammlungen vor und gaben einen Einblick in Anlage und Stand, aber auch zu Vorarbeiten wie technischen Besonderheiten der jeweiligen Datensammlungen. Gerade dieser Workshop stieß auf ein sehr hohes Interesse, zumal deutlich wurde, wie schwierig es für den Einzelforscher ist, einen Überblick über andere, erst im Aufbau befindliche Datensammlungen zu erhalten, um so in den Austausch treten zu können und vielleicht eigene Irrwege beim Aufbau zu vermeiden. Weitere Workshops sollen folgen.

Peter Rückert (Hauptstaatsarchiv Stuttgart) erläuterte den sehr weit fortgeschrittenen Stand der „Datenbank der Württembergischen Regesten“ mit ihren Auswertungsmöglichkeiten. Die Württembergischen Regesten konnten auf sehr guten Vorarbeiten aufbauen und sind in großen Teilen bereits im Internet frei zugänglich. Nach der Benutzernachfrage wurden die Württembergischen Urkunden klassifiziert und dann aufgenommen. Die Bandbreite reicht von Einzelregesten bis hin zu Volltexten mit Übersetzungen und Abbildungen der Urkunde einschließlich Beschreibungen. Die Diskussion wandte sich bei diesem Stand der Veröffentlichung der Quellen auch Fragen des Copyrights zu.

Suse Baeriswyl (Bern) erläuterte das „Repertorium Academicum Germanicum“, ein an der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften mit zwei Arbeitsstellen an den Universitäten Bern und Gießen angesiedeltes Grundlagen-Projekt, das in gleicher räumlicher Ausdehnung wie das Repertorium Germanicum alle graduierten Akademiker des Spätmittelalters (bis 1550) erfassen will. Anders als das Repertorium Germanicum, für das Regesten aus den vatikanischen Beständen erarbeitet werden, werden im Repertorium Academicum mit einer eigenen, neu entwickelten Software elektronische Karteikarten für jeden Akademiker bzw. für jedes Ereignis angelegt. Baeriswyl gab einen Einblick auch in

die technische Anlage dieses Datenbankprojektes, das ebenfalls auf Vorarbeiten, insbesondere die Sammlungen von Rainer C. Schwinges zurückgreifen kann.

Enno Bünz referierte in Vertretung von Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt (Hamburg) „Die Prosopographie des nordelbischen Niederklerus im Mittelalter: Stand – Probleme – Perspektiven“, die im Gegensatz zu den beiden anderen vorgestellten Projekten bisher noch nicht mit den Mitteln der EDV erfasst ist. Ein Projekt, das mit ähnlichem Zugriff wie die Sammlung von Francis Rapp aber in einer ganz anderen, romfernen Landschaft, alle, aus ganz unterschiedlichen Quellen zu fassende Kleriker aufnimmt.

Den Übergang zum zweiten Teil leitete Andreas Rehberg (Rom) mit einem Vortrag zum „Deutschen Klerus an der Kurie. Die römischen Quellen“ ein, der die älteste prosopographische Datensammlung, das „Repertorium Germanicum“, vorstellte. Er verwies dabei auch auf die in der mehr als hundertjährigen Geschichte des Langzeitprojekts gemachten Erfahrungen mit den verschiedenen Möglichkeiten der Aufnahme von Personen und begründete die Entscheidung für standardisierte, stark verkürzte lateinische Regesten. An konkreten Beispielen zeigte er die Arbeit mit den Lemmata, verwies auf die notwendige Ergänzung durch die lokalen Quellen und stellte zum Schluß noch weitere römische Quellenbestände – von den im Repertorium Poenitentiarie Germanicum erfassten Registern bis hin zu den Bruderschaftsbüchern – vor.

Im zweiten Hauptteil der Arbeitstagung wurden die Gruppen in der Stadt und ihr Verhältnis zu den städtischen Kirchen insbesondere unter sozialgeschichtlichen Aspekten in den Blick genommen. Zwei Vorträge widmeten sich dem Adel des Umlandes, einer der Schnittmenge zwischen Adel und Patriziat, drei Vorträge dem Patriziat, zwei den Zünften und drei den Unterschichten – jeweils in ihrem Verhältnis zu den Kirchen in der Stadt. Der Schwerpunkt lag dabei auch aufgrund der Quellen- und Forschungslage auf dem süd- und südwestdeutschen Raum bzw. auf den rheinischen Bischofsstädten. Der Vortrag von Andreas Rüter zu schlesischen Beispielen, wie auch in der Diskussion angesprochene Beispiele auch zum außerdeutschen Raum wiesen auf Vergleichbares wie Besonderheiten hin und machten zudem das Interesse an dieser Verbindung von Landesgeschichte, Sozialgeschichte, Stadtgeschichte und Kirchengeschichte deutlich.

Regina Schäfer (Mainz) fragte nach dem Verhältnis zwischen dem Adel des Umlandes und den Kirchen in der Stadt. Sie benannte die verschiedenen Funktionen der Kirchen in der Stadt für den Landadel (Memorialfunktion, wirtschaftliche Funktion, Versorgungs- und Karrieremöglichkeiten für die eigene Familie und das Dienstpersonal, geistig-geistliche Anregung, u.a.). Attraktiv an der Stadt waren die Breite des Angebots und die Öffentlichkeit. Umgekehrt blieben Adelige als Stifter wichtig und boten den Stiften und Klöstern über ihre dort lebenden Verwandten Rückhalt in den Auseinandersetzungen mit der Stadt. Im 15. Jahrhundert konstatiert Schäfer eine Veränderung des Verhältnisses zwischen Adel und städtischen Kirchen und sieht dies zum einen in einer Verstärkung der kirchlichen Einrichtungen und ihre damit sinkende Attraktivität für den Adel begründet, zum anderen in der Aktivität der Fürsten, welche den Adel an ihre Residenzstädte ziehen.

Karl Borhardt (Rothenburg) nahm die rund 50 städtischen Niederlassungen der deutschen Johanniter in den Blick. Er unterschied hierbei drei Phasen, eine

Frühphase bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, eine Blütezeit bis zum Ende des 14. Jahrhunderts und die Krisenzeit im 15. Jahrhundert. In der Blütezeit entstammten gerade wichtige Johanniter, Priester- wie Laienbrüder, oft den gleichen Kreisen, die den städtischen Rat besetzten. Im Nordosten dominierte der Ritteradel allein, im Priorat Alamania jedoch rekrutierten die Johanniterkommenden unterschiedslos Angehörige der Führungsschicht in Stadt und Land. Auf die spätmittelalterliche Krise reagierten die Johanniter mit einer Rationalisierung der Wirtschaftsführung, einer Erschließung neuer Spenderkreise und indem sie die Aufnahme von Ordensangehörigen erschwerten. Den Ordensoberen kam dabei entgegen, daß Familien des einstigen Meliorats in Oberdeutschland ihre ratsfähige Stellung, ihre wirtschaftliche Basis und ihren sozialen Status verloren hatten, neureiche, aus Handel und Gewerbe aufsteigende Bürger dagegen nicht mehr automatisch als ritterbürtig galten. Borchardt stellte die Frage, ob man für diesen tiefgreifenden Veränderungsprozeß nicht doch wieder auf die Agrarkrisentheorie Abels zurückgreifen müsse.

Bernhard Metz (Straßburg) betrachtete die Vernetzung von Stadt und Land über die Kirchen in beide Richtungen. Dabei nahm er zunächst den Adel der Umgebung in seinem Verhältnis zu den Kirchen der Stadt Straßburg an zwei hochadeligen Beispielen in den Blick und zeigte zudem sowohl an den vier Männerstiften wie an dem Frauenstift und den –klöstern deren ganz unterschiedliche soziale Zusammensetzung. Zwei geistliche Einrichtungen (Domstift, Damenstift St. Stephan) waren ausschließlich adelig, in den anderen konkurrierte der Landadel mit den adeligen Spitzen des Patriziats um die begehrteren Pfründen. Umgekehrt gelang es den Straßburger Patriziern, in den Kirchen der Umgebung Fuß zu fassen; in der Johanniterkomturei ebenso wie in Benediktinerabteien und Benediktinerinnenklöstern, so daß der Adel der Ortenau sich verdrängt fühlte. Nach 1480 scheine der Anteil der Patrizier aber stark abzunehmen, wofür es bisher noch keine Begründung gibt. Metz wies dabei nachdrücklich auf die gebotene Vorsicht bei der Zuordnung von Familien hin, die keinesfalls allein nach dem Namen erfolgen sollte und die noch dadurch erschwert wird, daß die Familien sich in ihrem sozialen Status im Spätmittelalter zum Teil veränderten.

Heidrun Kreutzer (Mainz) wandte sich dem Verhältnis der patrizischen Familien zu den Mainzer Kirchen zu. Sie betonte die große Bedeutung des Erzbischof für die Patrizier noch im 15. Jahrhundert, der nicht nur Quelle ihrer Privilegien war, sondern vor dem sie ihren Gerichtsstand hatten und für den sie wichtige Ämter in der Stadt übernahmen. Die patrizischen Familien bildeten in ihren Beziehungen zu den geistlichen Institutionen ein spezifisches Familienbewusstsein aus, wie Kreutzer sowohl am Beispiel der Stiftungen als auch für Grabmal und Begräbnis zeigen konnte. Der Eintritt in eines der neun Stifte in der Stadt Mainz war für die Familien wichtig zur Demonstration der Stellung innerhalb der Stadt, auch wenn hier weniger ein Aufstieg möglich war als ein Halten des Status. Bei den Kontakten auf der weltlichen Ebene betonte Kreutzer, daß die Kirchen nicht nur Kreditgeber sondern ebenso Kreditnehmer waren.

Martina Knichel (Koblenz) untersuchte, ob die Koblenzer Stifte St. Kastor und St. Florin Schlüsselpositionen für städtische Beamte bereithielten und das Stadtpatriziat gezielt versuchte, sich diese Positionen über Verwandte im Stift zu sichern. Sowohl St. Kastor als auch St. Florin hatten das Koblenzer Bürgerrecht und waren in die Stadt integriert. In den Auseinandersetzungen des Schöffenkollegs, das vom

Landesherrn ernannt wurde, mit dem Stadtrat, in dem die Koblenzer Bürger unter Berufung auf ihre angebliche Reichsunmittelbarkeit um mehr Autonomie kämpften, spielten die Koblenzer Stifte keine Rolle mehr. Seit dem 14. Jahrhundert läßt sich ein Rückgang ihres Einflusses auf die städtischen Angelegenheiten konstatieren. Aus Koblenz stammte nur ein Bruchteil des hohen Stiftspersonals im bedeutenderen St. Kastor. Die Pfründen dienten dem Erzbischof als Versorgungsinstitute, doch war dessen Einfluß auf die Vikariate, die als Sprungbretter in eine kirchliche Karriere nützlich waren, weitaus schwächer. Insgesamt ließen sich St. Kastor und St. Florin als „Stadtstifte, die sich mehr und mehr zu Residenzstiften entwickelten“, beschreiben.

Arnd Reitemeier (Kiel) wandte sich dem Einfluß der herrschenden Geschlechter der Stadt auf die Kirchenfabrik zu. Nach einer Klärung der Kirchenverwaltung und der Funktion der Kirchenfabrik zeigte er am Beispiel der Stadt Wesel das Ringen der wohlhabenden, politisch einflussreichen und miteinander verwandten ratsfähigen Familien um das Amt des Kirchenmeisters. Doch auch Qualifikation wurde zunehmend zum Kriterium für die Wahl des Kirchenmeisters. Die Kirchenmeister betätigten sich als Stifter und sicherten die langfristige und regelmäßige Umsetzung der Stiftungen. Die Kirchenmeister waren somit „Garanten eines Teils der Memoria der führenden Familien der Stadt“. Für die Familien blieb das Amt attraktiv, auch als ein Element städtischer Herrschaft.

Sabine von Heusinger (Mannheim) nahm die Handwerksbruderschaften in Straßburg in den Blick, die sie als Bindeglied zwischen Kirche und städtischer Gesellschaft vorstellte. Diese Gesellenbruderschaften übernahmen religiöse, karitative und soziale Aufgaben. Sie wurden zudem zum Element im Emanzipationsprozess der nicht-selbständigen Handwerker, bis in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts den Zünften die Kontrolle der Gesellenbruderschaften gelang, die sie zum Teil auflösten, später dann eine von ihnen kontrollierte Neugründung ermöglichten. Am Beispiel von Prozessionen, die sie als „Kristallisationspunkt des sozialen Lebens“ beschrieb, konnte von Heusinger zeigen, daß die öffentliche Zelebrierung von Frömmigkeit und die Inszenierung im Stadtraum auch zur öffentlichen Austragung von Rangkonflikten genutzt wurden. Nebenbei wies sie auf die Nutzung des Münsters durch die Stadt hin, die hier, vor dem Stadtaltar, Beratungen zu städtischen Angelegenheiten abhielt und den Lettner zur Verkündigung von Ratsgeboten nutzte.

Andreas Rüter (Gießen) betonte am Beispiel der „Zunftgesellen und Ratsherren in Pfarrverband und Kirchendienst des spätmittelalterlichen Breslau“ das „Ineinander-Übergehen“ von Zunft und Kirche, wie es sich bereits in der Abgrenzung zu den acht nicht-zünftischen, jüdischen Fleischbänken Breslaus ablesen lasse. Bereits Anfangs des 14. Jahrhunderts hatte Breslau mehr als 30 Zünfte, bald darauf eine Organisation von 42 Zechen mit mehr als 100 Berufsgruppen und damit mehr als selbst Krakau. Während Breslau in vielen Aspekten der politischen Aktion der Zünfte – Zunftaufstände, Pfaffenkriege – Parallelen zu anderen Städten gleicher Größe, z.B. Mainz, zeigte, tat sich dann im Gefolge der Frage der Anerkennung des gemäßigten Hussitenführers und Reichsverwesers Podiebrad als Böhmenkönig eine Spaltung der städtischen und kirchlichen Gesellschaft auf. Anhand einer Interpretation der neu edierten, sehr ausführlichen Aufzeichnungen des Stadtschreibers Eschenloer kann Rüter zeigen, wie die Spannungen in der Stadt zunahmen und über die Kirchen Propaganda betrieben wurde, so – um nur zwei Beispiele zu nennen –, indem Prediger die Zechen aufwiegelten oder in einem Hedwigszyklus der Hussitenkampf statt des Mongolenkrieges dargestellt wurde.

In ihrem Vortrag zu den „Straßburger Unterschichten im polit-theologischen System des Johannes Geiler von Kaysersberg“ stellte Rita Voltmer (Trier) nicht die sozialgeschichtlich-prosopographische Analyse des Verhältnisses zwischen „städtischen Unterschichten“ und „Kirche“ in den Mittelpunkt, sondern fragte - gleichsam in einem Perspektivenwechsel - danach, wie der als *pater pauperum* stilisierte Johannes Geiler – zwischen 1478 und 1509 Prediger am Straßburger Münster und Betreuer zahlreicher Frauen- und Männerklöster – die so genannten „Unterschichten“ auch in ihrem spezifischen Verhältnis zum kirchlichen Leben in Straßburg wahrgenommen und bewertet hat. Voltmer konnte herausarbeiten, daß Geiler den von ihm durchaus differenziert wahrgenommenen sozialen Gruppen der Straßburger Unterschichten einen festen *ordo* in seinem Modell von Stadtgesellschaft zuwies. Die weltliche Obrigkeit hatte die Pflicht, dafür zu sorgen, daß jeder Einwohner und damit auch jeder Handwerker, jeder Tagelöhner, jede Magd und jeder Knecht seine Nahrung gewinnen und seinen spezifischen Gottesdienst verrichten konnte. Ihnen dagegen einen wie auch immer gearteten größeren Einfluß in kirchlichen Institutionen zu gewähren, den Zugang zu den Orden zu erleichtern oder ihnen den Erwerb von Ablässen und Seelgeräten zu vereinfachen, war in seinen Augen nicht nötig; denn einen besseren Weg ins Himmelreich, als fern von Reichtum und politischem Einfluß geduldig die Last der Armut und gesellschaftlichen Verachtung zu tragen, konnte es nicht geben.

Letha Böhringer (Köln) untersuchte „Möglichkeiten und Grenzen der sozialen Einordnung von Familien: Die Kölner Schreinsbücher“ am Beispiel der in den Quellen besonders schwer zu fassenden Beginen. Adelige des Umlandes traten, anders als in anderen Städten (Straßburg, Worms), als Beginen nicht in Erscheinung, die Beginen waren vielmehr ein Stadt-Kölner Phänomen. Hier fanden sich patrizische Frauen ebenso wie Frauen aus der kaufmännischen Mittel- und der handwerklich-zünftischen Schicht. Doch auch Frauen der städtischen Unterschicht konnte Böhringer in den Quellen greifen: Beginen, die als weibliche Dienstboten in Privathaushalten oder in Konventen arbeiteten und deren Zahl und Lebensweise so gut wie unerforscht ist. Böhringer widersprach aber der verbreiteten Einschätzung, daß seit 1350 die Beginen allein ein Unterschichtenphänomen seien, auch im ausgehenden 15. Jahrhundert finden sich hier noch patrizische Frauen. Nachdrücklich wies Böhringer auf die Schwierigkeit hin, eine Familie anhand einer Berufsbezeichnung einer sozialen Schicht zuzuordnen und zeigte an ihrem Material die Möglichkeit auf, den Status einer Familie über die in den Quellen angegebenen geistlichen Gemeinschaften, in die einzelne Familienmitglieder eintraten, zu erfassen.

Barbara Baumeister (Augsburg) zeigte am Beispiel der acht Nördlinger Beginenhäuser die Vielfalt und die Veränderungen in den semireligiösen Lebensformen in einer kleineren Reichsstadt. Im 14. Jahrhundert stand die spirituelle Ausrichtung im Vordergrund und das größte Beginenhaus erlangte nahezu den Status des fehlenden Frauenklosters der Stadt. Wirtschaftliche und soziale Krisen des 15. Jahrhunderts führten zu einer Verschiebung in Richtung Fürsorge und Almosen. Den Stiftern dienten die Einrichtungen zunehmend als Kapitalanlage. Neu entstandene geistliche Institutionen verdrängten zum Teil die Barfüßer aus ihrer Stellung in Memoria und Seelsorge und die Bürgerschaft engagierte sich zunehmend für die kirchlich-sozialen Belange. Die Reformation bedeutete für diese klösterlichen und semireligiösen Lebensweisen in Nördlingen das Ende.

Rolf Kießling (Augsburg) betonte als ein wichtiges Ergebnis der Tagung, daß der Blick auf die Kirchen der Stadt eher weg von dem Verständnis der Stadt als Bürgergemeinde geführt habe und wieder die Multifunktionalität von Stadt aufgezeigt habe. Aber auch die Zentralfunktion der Stadt, ihre Verzahnung mit dem Umland und die Raumfindung auch einzelner Familien, die in Stadt und Land operierten, machten deutlich, daß man Räume der „Verdichtungen und Verdünnungen“ unterscheiden müsse.